

Verbundkatalog Kalliope

In: Pariser Tageszeitung

René Schickeles neuer Roman. Der Fall Richard Wolke.

Mann, Klaus

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

AS NEUE BUCH

René Schickeles neuer Roman

Der Fall Richard Wolke
Von KLAUS MANN

Staatspräsident Benesch als Leser

Es wäre gar nicht übel, sondern recht angenehm und beinahe notwendig, wenn es einen Codex von Zeichen gäbe, die man einer Buchkritik voraussetzen könnte, so etwa wie vor einem Musikstück Schlüssel und Tonarten angegeben sind. Ich meine Zeichen, die den Leser darüber unterrichten, welchen Masstab der Rezensent an das zu beurteilende Werk legt; zu welcher Kategorie von Büchern das betreffende etwa gehört — ob es hohe Literatur, oder Tendenz- oder Unterhaltungsliteratur ist — welchen Platz in der Hierarchie der Schriftsteller sein Autor einnimmt — denn eine solche Hierarchie gibt es —; mit welchem Mass von prüfender Strenge, mit welchem Anspruch man ihm also entgegentritt.

Da dieser Zeichen-Codex, dieses System von Hieroglyphen fehlt, wird der Leser oft getäuscht und in die Irre geführt. Er findet etwa ein zwar politisch nützlich, gut gemeintes, brav gemachtes, aber literarisch ganz anspruchsloses und — um es nur heraus zu sagen — wertloses Buch herzlich gelobt: („nur so weiter, junger Mann!“ heisst es da. „Solche Bücher können wir brauchen!“) Das Produkt eines wirklichen Schriftstellers aber, eines echten, passionierten Künstlers wegen irgendwelcher fragwürdiger Züge, wegen irgendwelcher Fehler, die ihm eignen mögen, getadelt. Der Leser muss also den — falschen — Eindruck bekommen, dass die Arbeit des braven, aber literarisch nur ganz mässig begabten jungen X. wertvoller sei, als die des reifen, hoch entwickelten, vielfach bewährten Y. Der Kritiker hat nämlich an das Werk des Y. einen ganz anderen und sehr viel strengeren Masstab gelegt, als an die redliche Erstlings-Leistung des jungen X. Nur hat er unterlassen, den Leser darauf hinzuweisen, dass er Y. nur tadelt, weil er das Beste, das Vollkommene von ihm erwartet; und dass er X. mit so viel Gütmütigkeit nur deshalb behandelt, weil er bei ihm durchaus nichts von besonderem Reiz und Wert vorausgesetzt hatte.

Diese der Kritik voranzusetzenden Schlüssel-Zeichen müssten das Publikum vor allem auch darüber ins Bild setzen, ob der Schriftsteller, mit dem man es zu tun hat, eine persönlich geprägte, eine dichterische Prosa schreibt; ob er überhaupt einen Stil hat, oder ob er sich nur schlecht und recht — mehr oder minder korrekt — verständlich macht. Ich fürchte, man hat vielfach vergessen, dass der Rang eines Autors, zunächst und vor allem, durch seinen Stil bestimmt wird. „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes“, heisst es bei Schopenhauer. „Sie ist untrüglicher, als die des Leibes.“ Auf die Merkmale und die Physiognomie dieser „Physiognomie“ weniger als

begnadeten Buch, ein Element des Spielerischen des Absseitigen; es herrscht in ihm, von Anfang bis zum Ende, eine melancholisch-hochmütige Distanz zu den grossen Sorgen und Problemen der Zeit, durch die wohl mancher zum Widerspruch, ja, zum Widerwillen gereizt werden könnte.

Der Held des Romans — aber keine Bezeichnung dürfte in diesem Falle weniger passend sein als die des „Helden“; die zentrale Person des Buches also — jene nämlich, die das Wort führt, welcher der Bericht in den Mund gelegt ist — ist ein Fremdling in dieser Zeit, kommt nicht mit, will nicht mitkommen, weiss durchaus nichts anzufangen mit den grossen kollektiven Bewegungen der Epoche, ein Individualist bis zu dem Grade, dass man ihm beinahe einen Anarchisten nennen möchte, wenn ihm zum Anarchisten nicht wiederum die Tatkraft, die Aktivität im Verneinen fehlt. Da die Realität ihm untragbar ist, flüchtet er in den Wahnsinn — wobei sich die alte Hamlet-Frage ergibt: Spielt er den Wahnsinn nur, oder ist er ihm wirklich verfallen? Die Verallgemeinerung, dass er den Mann, welcher in dem südfranzösischen Nest sein Nachbar ist, hartnäckig und eigensinnig für den Exkönig von Spanien hält. Es ist dem Richard Wolke — dies der Name unseres Riviera-Einsiedlers — gar nicht auszuweisen: Der Herr von nebenan ist der Exkönig. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit um einen Anarchisten auf Urlaub — um einen veritablen Anarchisten in diesem Fall: er hat schon sechzehn Personen, darunter zwei Minister umgebracht. Wolke seinerseits bringt nur einen einzigen Menschen um: eben den falschen Exkönig. Dieses ist die einzige Tat, zu der er es bringt — eine verfehlte, eine irrtümliche, eine falsche; denn der, den er tötet, ist ja im Grunde sein Gesinnungsgenosse. Aber so geht es wohl, wenn die nicht zum Handeln Geborenen sich zur Handlung aufraffen: sie hauen daneben, es kommt nicht das heraus, was sie sich vorgestellt hatten. Zunächst allerdings spüren sie eine gewisse Befriedigung — irrtümlicher Weise. „Ich ging nach Hause“, heisst es, nachdem das Unsinnige geschehen ist, mit schönem, lyrischem Pathos, „duftend vom schwermütigen Glücke eines, dessen Lebenswerk getan ist“. Wer aber lacht, wer vor Lachen geradezu brüllt, das ist die

Polizei; Wolke hat — oh, bittere Ironie! — ohne es zu wissen oder zu wollen, einen schlimmen „Feind der Gesellschaft“ beseitigt.

Somit bringt er nicht viel fertig im Laufe dieser melancholisch-witzigen Erzählung. Nicht einmal zu der Nacht mit der Freundin des falschen Exkönigs — einer hinreissend geschilderten, von Sinnlichkeit gleichsam leuchtenden Person, in die sich unser Wolke heftig verliebt — darf es kommen.

Die Handlung — die sich gerade dadurch auszeichnet, keine Handlung zu sein — ist in die strahlende südfranzösische Landschaft gestellt, in den „Midi“ — keiner vermag ihn so zu schildern, wie René Schickele, Spezialist für das Elsass und für die Provence. Wie das duftet! Was für zarte und satte Farben das hat! Wenn ich an das Buch „Die Flaschenpost“ denke, habe ich eine Erinnerung wie an den Duft von Mimosen. Und wie prachtvoll lebendig stehen diese südlichen Typen da: Josefo — reizender Gärtner, fragwürdiger Papa dieser von allerlei gemischtem Volk bewohnten kleinen Niederlassung. Und Nina, seine reizvolle Frau, ein Kranke, schon halb Entrückte, mit Betrübtheit und Zärtlichkeit sehen wir sie sterben, wie man eine hübsche, durchsichtig zarte Figur entschweben sieht.

Es gibt viel zu bewundern, viel zu lieben. Das ganze Buch ist geschrieben mit einer zauberhaft leichten Hand; mit jenem Fingerspitzengefühl für die Nuance, das Nietzsche bei seinen Deutschen so bitter vermisste. Man ist Artist und Liebhaber des Artistischen genug, um begeistert zu sein. Freilich, man ist auch Moralist — moralistischer Politiker genug — um mit Kummer — ja, um mit einem Gefühl, das fast Empörung ist, — zu empfinden: Hier entzieht sich ein reifes, sicheres, sensibles, hoch entwickeltes literarisches Talent der Problematik der Zeit. Ein Künstler flieht in holde, abseitige Gegenden: es ist Fahnenflucht. Der Fall Richard Wolke, das ist beinahe der Fall René Schickele. Der Unterschied ist nur: Schickele ist wertvoller als Wolke; er ist uns wertvoller, wir brauchen ihn mehr. Wolke ist nur ein Kauz. Schickele ist ein Dichter. Der Dichter sollte sich nicht zu viel mit Käuzen beschäftigen, sondern mehr mit denen, die Anteil nehmen an unseren Sorgen und Hoffnungen und die teilhaben an unseren Kämpfen.

Der langjährige Aussenminister und heutige Präsident der Tschechoslowakischen Republik, Dr. Eduard Benesch, ist einer der „Wenigen, die den Sinn haben und zugleich zur Tat fähig sind“, von denen Goethe im „Wilhelm Meister“ spricht. Gedanken und Tat durchdringen in seinem Leben und Schaffen einander. Die soeben im Orbis-Verlag in Prag erschienene dreibändige Anthologie aus seinen Schriften und Reden gibt einen umfassenden Einblick in seine Ideenwelt.

Wir bringen nachstehend aus dem ersten Band der Anthologie, der „Die Politik als Wissenschaft und Kunst“ betitelt ist, den Abschnitt „Von Büchern und vom Lesen“:

In jungen Jahren und während meiner Studien habe ich alles gelesen, worauf ich gestossen bin, ohne Plan und Ordnung und ohne Anleitung. So habe ich bis zur Matura so ziemlich alle landläufige Literatur von Karl May bis d'Annunzio und von Knut Hamsun bis Art-Schubaschew gelesen. Aber schon von den ersten Jahren an hat es Autoren gegeben, denen ich für eine gewisse Zeit den Vorzug gegeben habe. Im letzten Jahre der Volkshochschule und in den ersten Gymnasialjahren bin ich im wahren Sinne des Wortes in der griechischen und römischen Mythologie, in Jirasek, Stenikewicz und Zeyer untergetaucht. In der Tertia etwa lebte ich mit Mrstika „Pohadka maje“ und Zeyers „Plojhar“. Dann ging ich zu Havlicek, Neruda und Machar über. An die habe ich mich lange gehalten. In den letzten Gymnasialjahren und im ersten Jahr der Universität habe ich mich völlig Shakespeare und Ibsen, auch Flaubert, Anatole France gewidmet, von einheimischen Autoren habe ich damals Sova, Salda und die Svobodova gelesen. Ich weiss nicht mehr recht, wie es gekommen ist, dass ich gleichzeitig auch Byron gern hatte. Ich weiss nur, dass ich damals angestrengt darum gerungen habe, alle diese Autoren und ihre Bedeutung zu verstehen. Ich habe unsicher getappt und eher instinktiv herausgefunden, was sie alles wollten und bedeuteten.

Als ich dann nach Frankreich fuhr, begann ich die Literatur systematisch zu studieren; am meisten interessierte mich der Romantismus und der ganze Kampf

die schöne Literatur — nicht ganz mit Recht — fast ausschliesslich dazu gedient, um zu psychologisieren. Die formale Seite vergass ich. Ich fühlte das an meinem Stil, der auch darunter litt, dass ich mich auf wissenschaftliche Arbeit, die politische Terminologie und den Journalismus beschränkte.

In den letzten Jahren habe ich die Literatur und das Studium der bildenden Kunst bewusst dazu benutzt, um der Gefahr der Trockenheit, der Leere und der Kleinkrämerie der Politik zu entgehen, die ein ausschliesslich politisches Leben bei einem intellektuellen leicht hervorruft. Am meisten lese ich auf meinen Reisen. Wenn ich nicht gleich dazu komme, so kaufe ich wenigstens Bücher und gehe sie flüchtig durch, um sie wenigstens gesehen zu haben. Auch das erfrischt geistig und bringt einen Luftzug in die einheimische und auswärtige politische Dürre.

Auf die Frage, ob mir die schöne Literatur Menschenkenntnis vermittelt hat, die ich dann in meiner Arbeit habe verwenden können, antworte ich: es ist mir in meiner politischen Praxis selten begegnet, dass ich mich in den Menschen geirrt hätte. Ich glaube, dass ich die praktische Psychologie vor allem aus der schönen Literatur gelernt habe.

Sven Hedin rückt ab

Sven Hedin hat dem Stockholmer „Socialdemokraten“ mitgeteilt, dass er sein Vorwort zu einer reichsdeutschen Broschürenreihe „Europa wohin?“ zurückgezogen hat. In dieser Reihe war nämlich auch die Broschüre eines angeblichen katholischen Pfarrers Jehlička erschienen, die hasserfüllte Angriffe gegen die Tschechoslowakei enthielt. Der Prager Korrespondent des „Socialdemokraten“, Paul Malles, hatte in seinem Blatt auf das unliebsame Aufsehen hingewiesen, das diese Broschüre in der Tschechoslowakei erregte. Sven Hedin teilt nun mit, er habe nicht gewusst, dass derartige Hetzbroschüren zu der Reihe gehört hätten. Sven Hedin hat nachträglich die Broschüren der Serie gelesen, und er sagt dazu: „Ich fand den Inhalt gehässig, parteiisch und ungerecht, und im Ton roh, gemein und pöbelhaft.“ Er habe daher die Verwendung seines Begleitwortes für alle folgenden Nummern dieser unwürdigen

A S N E U E B

9. Vorred René Schickeles neuer Roman S

Der Fall Richard Wolke

Von KLAUS MANN

Es wäre gar nicht übel, sondern recht angenehm und beinahe notwendig, wenn es einen Codex von Zeichen gäbe, die man einer Buchkritik voraussetzen könnte, so etwa wie vor einem Musikstück Schlüssel und Tonarten angegeben sind. Ich meine Zeichen, die den Leser darüber unterrichten, welchen Masstab der Rezensent an das zu beurteilende Werk legt; zu welcher Kategorie von Büchern das betreffende etwa gehört — ob es hohe Literatur oder Tendenz- oder Unterhaltungs-Literatur ist; welchen Platz in der Hierarchie der Schriftsteller sein Autor einnimmt — denn eine solche Hierarchie gibt es —; mit welchem Mass von prüfender Strenge, mit welchem Anspruch man ihm also entgegentritt.

Da dieser Zeichen-Codex, dieses System von Hieroglyphen fehlt, wird der Leser oft getäuscht und in die Irre geführt. Er findet etwa ein zwar politisch nützliches, gut gemeintes, brav gemachtes, aber literarisch ganz anspruchloses und — um es nur heraus zu sagen — wertloses Buch herzlich gelobt („nur so weiter, junger Mann!“ heisst es da, „Solche Bücher können wir brauchen!“). Das Produkt eines wirklichen Schriftstellers aber, eines echten, passionierten Künstlers wegen irgendwelcher fragwürdiger Züge, wegen irgendwelcher Fehler, die ihm eignen mögen, getadelt. Der Leser muss also den — falschen — Eindruck bekommen, dass die Arbeit des braven, aber literarisch nur ganz mässig begabten jungen X. wertvoller sei, als die des reifen, hoch entwickelten, vielfach bewährten Y. Der Kritiker hat nämlich an das Werk des Y. einen ganz anderen und sehr viel strengeren Masstab gelegt, als an die redliche Erstlings-Leistung des jungen X. Nur hat er unterlassen, den Leser darauf hinzuweisen, dass er Y. nur tadelt, weil er das Beste, das Vollkommene von ihm erwartet; und dass er X. mit so viel Gutmütigkeit nur deshalb behandelt, weil er bei ihm durchaus nichts von besonderem Reiz und Wert vorausgesetzt hatte.

Diese der Kritik voranzusetzenden Schlüssel-Zeichen müssten das Publikum vor allem auch darüber ins Bild setzen, ob der Schriftsteller, mit dem man es zu tun hat, eine persönlich geprägte, eine dichterische Prosa schreibt, ob er überhaupt einen Stil hat, oder ob er sich nur schlecht und recht — mehr oder minder korrekt — verständlich macht. Ich fürchte, man hat vielfach vergessen, dass der Rang eines Autors, zunächst und vor allem, durch seinen Stil bestimmt wird. „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes“, heisst es bei Schopenhauer. „Sie ist untrüglicher, als die des Leibes.“ Auf die Merkmale und besonderen Zeichen dieser „Physiognomie“ verstehen sich nur noch wenige; sie werden meist übersehen. Wer fragt denn noch danach, wie ein Buch geschrieben ist? Wer kümmert sich denn noch um Reiz und Rhythmus, um Charme und Melodie der Prosa? Wenn einer nicht geradezu grammatikalische Schnitzer macht, kann er heute schon ein grosser Schriftsteller heissen...

Gäbe es bei breiteren Leserschichten — gäbe es auch nur bei der literarischen Kritik einen Sinn und ein Verständnis für die stilistischen Valeurs — ein Autor wie René Schickele müsste berühmter sein, müsste erfolgreicher sein, als er es tatsächlich ist; wenn man seinen Namen hört, müssten alle, die deutsche Dichtung lieben, gleich wissen: René Schickele — ein echter Künstler unter unsren Schriftstellern! Einer, der das Instrument der deutschen Sprache wirklich beherrscht; der auf ihm zu spielen versteht, ihm überraschend holde Töne zu entlocken weiss, wie nur wenig andere, wie nur ganz wenig andere in dieser Zeit.

Immer also, wenn wir uns mit einer Arbeit von René Schickele kritisch beschäftigen, haben wir unserer Betrachtung jenen „Schlüssel“, jene Hieroglyphe voranzustellen, welche bedeutet: Hier handelt es sich um hohe Literatur, um etwas sehr Feines, Seltenes, um ein Produkt aus kostbarer Substanz. Erst wenn das betont und eindeutig festgestellt worden ist, dürfen wir auch mit Einwänden kommen.

Denn freilich lassen sich gegen den neuen Roman von Schickele „Die Flaschenpost“ (Verlag Allert de Lange, Amsterdam) auch Einwände anbringen, und Bedenken drängen sich auf. Es ist in diesem mit vielen Schönheiten reich

begnadeten Buch, ein Element des Spielerischen des Absseitigen; es herrscht in ihm, von Anfang bis zum Ende, eine melancholisch-hochmütige Distanz zu den grossen Sorgen und Problemen der Zeit, durch die wohl mancher zum Widerspruch, ja, zum Widerwillen gereizt werden könnte.

Der Held des Romans — aber keine Bezeichnung dürfte in diesem Falle weniger passend sein als die des „Helden“; die zentrale Person des Buches also — jene nämlich, die das Wort führt, welcher der Bericht in den Mund gelegt ist — ist ein Fremdling in dieser Zeit, kommt nicht mit, will nicht mitkommen, weiss durchaus nichts anzufangen mit den grossen kollektiven Bewegungen der Epoche, ein Individualist bis zu dem Grade, dass man ihm beinahe einen Anarchisten nennen möchte, wenn ihm zum Anarchisten nicht wiederum die Tatkraft, die Aktivität im Verneinen fehlt. Da die Realität ihm unerträglich ist, flüchtet er in den Wahnsinn — wobei sich die alte Hamlet-Frage ergibt: Spielt er den Wahnsinn nur, oder ist er ihm wirklich verfallen? Die Verlegenheit darin, dass er den Mann, welcher in dem südfranzösischen Nest sein Nachbar ist, hartnäckig und eigensinnig für den Exkönig von Spanien hält. Es ist dem Richard Wolke — dies der Name unseres Riviera-Einsiedlers — gar nicht auszureden: Der Herr von nebenan ist der Exkönig. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit um einen veritablen Anarchisten in diesem Fall: er hat schon sechzehn Personen, darunter zwei Minister umgebracht. Wolke seinerseits bringt nur einen einzigen Menschen um: eben den falschen Exkönig. Dieses ist die einzige Tat, zu der er es bringt — eine verfehlte, eine irrtümliche, eine falsche; denn der, den er tötet, ist ja im Grunde sein Gesinnungsgenosse. Aber so geht es wohl, wenn die nicht zum Handeln Geborenen sich zur Handlung aufraffen: sie hauen daneben, es kommt nicht das heraus, was sie sich vorgestellt hatten. Zunächst allerdings spüren sie eine gewisse Befriedigung — irrtümlicher Weise. „Ich ging nach Hause“, heisst es, nachdem das Unsinnige geschehen ist, mit schönem, lyrischem Pathos, „duftend vom schwermütigen Glücke eines, dessen Lebenswerk getan ist“. Wer aber lacht, wer vor Lachen geradezu brüllt, das ist die

Polizei: Wolke hat — oh, bittere Ironie! — ohne es zu wissen oder zu wollen, einen schlimmen „Feind der Gesellschaft“ beseitigt.

Sonst bringt er nicht viel fertig im Laufe dieser melancholisch-witzigen Erzählung. Nicht einmal zu der Nacht mit der Freundin des falschen Exkönigs — einer hinreissend geschilderten, von Sinnlichkeit gleichsam leuchtenden Person, in die sich unser Wolke heftig verliebt — darf es kommen.

Die Handlung — die sich gerade dadurch auszeichnet, keine Handlung zu sein — ist in die strahlende südfranzösische Landschaft gestellt, in den „Midi“ — keiner vermag ihn so zu schildern, wie René Schickele, Spezialist für das Elsass und für die Provence. Wie das duftet! Was für zarte und satte Farben das hat! Wenn ich an das Buch „Die Flaschenpost“ denke, habe ich eine Erinnerung wie an den Duft von Mimosen. Und wie prachtvoll lebendig stehen diese südlichen Typen da: Josefo — reizender Gauner, fragwürdiger Papa dieser von allerlei gemischtem Volk bewohnten kleinen Niederlassung. Und Nina, seine reizvolle Frau, ein Kranke, schon halb Entrückte, mit Betrübnis und Zärtlichkeit sehen wir sie sterben, wie man eine hübsche, durchsichtig zarte Figur entschweben sieht.

Es gibt viel zu bewundern, viel zu lieben. Das ganze Buch ist geschrieben mit einer zauberhaft leichten Hand; mit jenem Fingerspitzengefühl für die Nuance, das Nietzsche bei seinen Deutschen so bitter vermisste. Man ist Artist und Liebhaber des Artistischen genug, um begeistert zu sein. Freilich, man ist auch Moralist — moralistischer Politiker genug — um mit Kummer — ja, um mit einem Gefühl, das fast Empörung ist, — zu empfinden: Hier entzieht sich ein reifes, sicheres, sensibles, hoch entwickeltes literarisches Talent der Problematik der Zeit. Ein Künstler flieht in holde, abseitige Gegenden: es ist Fahnenflucht. Der Fall Richard Wolke, das ist beinahe der Fall René Schickele. Der Unterschied ist nur: Schickele ist wertvoller als Wolke; er ist uns wertvoller, wir brauchen ihn mehr. Wolke ist nur ein Kauz. Schickele ist ein Dichter. Der Dichter sollte sich nicht zu viel mit Käuzen beschäftigen, sondern mehr mit denen, die Anteil nehmen an unseren Sorgen und Hoffnungen und die teilhaben an unseren Kämpfen.

(1937)